

**„Schritte durch die Zeit – unterwegs auf meinen
Lebenswegen“**

Erzählt von

Jan Lichterfeldt

- LESEPROBE -

VORWORT

Manche Menschen nennen sich Künstler, weil sie auf einer Bühne stehen. Aber ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass man kein Rampenlicht braucht, um eine Spur zu hinterlassen. Ein Künstler ist für mich jemand, der in anderen etwas bewegt. Ein Satz, der im Kopf hängen bleibt, oder ein Moment, der plötzlich für Klarheit sorgt.

Beim Blick zurück auf mein Leben, sehe ich nicht nur die Wunden und die negativen Momente. Da sehe ich vor allem die Menschen, deren Weg sich ein Stück verändert hat, weil wir uns begegnet sind. In Kursräumen, in Gesprächen oder in winzigen Augenblicken, die erst viel später Gewicht bekommen haben. Vielleicht ist das die stillste Form von Kunst: dass etwas von einem selbst im anderen weiterlebt.

Dieses Buch ist kein Ratgeber und keine Erfolgsformel. Die Geschichte erzählt den Weg eines Mannes der hingefallen ist und wieder aufstand. Es ist eine Einladung, das Leben mit offenen Augen zu betrachten – und vielleicht auch mit ein bisschen Mut.

Mir liegt es fern jemand zu belehren. Ich möchte, dass diese Zeilen etwas bewegen. Und wenn dieses Buch dort einen Gedanken anstößt, wo es vielleicht hilft, dann hat es seinen Zweck erfüllt.

Prolog

Ich liege hier im Krankenhaus, starre an die weiße Decke und lausche dem Schnarchen meines Zimmernachbarn, das klingt, als würde er mit den Göttern ringen.

In der Stille dieser Nacht beginnen meine Gedanken zu wandern – zurück in jene Zeit, aus der ich komme, dorthin, wo alles begann.

Manchmal braucht es genau solche Augenblicke. Zu spüren, wie weit der eigene Weg schon geführt hat, wie vieles noch in einem nachklingt.

1961.

Kalter Krieg. Das Jahr des Mauerbaus. Die Lügen der hohen Herren bestimmten die Schlagzeilen – wie sie auch heute noch unsere Welt beherrschen. Hoffentlich geht das diesmal gut aus.

1962, während der Kubakrise, hielt die Welt den Atem an. Amerikanische Kriegsschiffe und sowjetische U-Boote standen sich direkt gegenüber. Ein einziger Fehlbefehl hätte gereicht, um alles in Schutt und Asche zu legen.

Aber es gab auch die andere Seite: 1961 flog Juri Gagarin als erster Mensch ins All und der Liter Benzin kostete 44 Pfennige. Das waren noch Zeiten.

In dieser bewegten Zeit kam im November 1961 ein kleiner Junge zur Welt – ahnungslos, unschuldig und doch schon Teil dieser großen Geschichte.

Er würde aufwachsen in einer Welt zwischen Angst und Aufbruch, zwischen kaltem Krieg und warmer Menschlichkeit – und ohne Ahnung hatte, in was für eine politisch aufgeladene Zeit er da hineingeboren wurde.

Meinen allerersten Eindruck von Frauen bekam ich gar nicht so richtig mit. Bei der Geburt ist man ja eher damit beschäftigt, das Licht der Welt zu erahnen. Und die neun Monate davor? Sagen wir mal, die Erinnerung daran ist rudimentär – man befindet sich ja schließlich in einer Frau.

Doch dann war ich da.

Also geboren von einer starken Frau, die selbst in den letzten Kriegsjahren das Licht der Welt erblickte – in Bad Polzin, damals Polen. Vertrieben und schließlich in einer Kleinstadt in der Westpfalz gestrandet, nahe der französischen Grenze – klein, aber fein.

In ihrer Jugend arbeitete sie in der Schuhindustrie, harte körperliche Arbeit. Damals war es üblich, das verdiente Geld zu Hause abzugeben. Während ihre Eltern sich einen Spanienurlaub gönnten, blieb sie daheim. Es waren nicht gerade rosige Zeiten, aber es war die Nachkriegszeit – man nahm, was man hatte.

Sie lernte in jungen Jahren meinen Vater kennen. Wie das genau geschah? Ein kleines Geheimnis, das sie nie wirklich erzählten – schade, dass ältere Generationen ihre Geschichten so selten teilen. Sie schrieben keine Bücher, sie erzählten wenig, sie lebten einfach.

Sie bekamen meine Schwester Anika, heirateten. Zogen ins Haus meines Großvaters. Er war fest in alten Rollenbildern verankert: Männer bestimmen, Frauen folgen. Als meine Mutter ins Haus kam, bekam sie diese Weltansicht direkt zu spüren:

Jetzt bist du hier, und du tust, was ich sage.

Doch meine Mutter war stark. Eine eigensinnige und rebellische Frau. Das gefiel ihm gar nicht. So hatte er es fortan auf sie abgesehen. Aber meine Mutter war nicht kleinzukriegen.

Drei Jahre nach meiner Schwester Anika kam meine Geburt.

Die Welt stand auf der Kippe, aber ich kam trotzdem, mit einem Magenpfortnerkrampf, der mich beinahe nicht überleben ließ.

Dem ärztlichen Urteil nach stand die Prognose für meine Eltern fest: Sollte mein Überleben gelingen, hätte ich später die Statur eines Maurers. Und siehe da, ich habe es geschafft – auch wenn die ersten Monate von Antibiotika und Zwangsernährung bestimmt waren. Es war die Zeit eines Babys, das mehr schrie als schlief.

Meine Eltern, bewundernswerte Menschen in ihrer Ausdauer, auch wenn die Nerven oft blank lagen.

Diese schwere Bürde, die sie aushalten mussten, mit Geduld und vielen Entbehrungen, führte meiner Meinung nach dazu, dass meine Schwester Anika zu kurz kam. Auch sie litt darunter. Das Verhältnis zwischen meiner Mutter und meiner Schwester entwickelte sich dadurch in der Folge nicht immer zum Guten.

Und während diese familiären Spannungen noch im Hintergrund schwelten, kamen neue Herausforderungen auf mich zu:

Zuerst die Hüftdysplasien, die man damals übersah – mir wurden mittlerweile zwei künstliche Hüftgelenke implantiert. Vielleicht wäre es auch ohne diese Eingriffe gegangen, hätte man damals schon mehr darauf geachtet.

Und später, in der Schule, die Diagnose Legasthenie. In meinen Diktaten waren mehr Fehler als Wörtern, aber ich biss mich durch.

Das waren also meine ersten Lebensjahre.

Mit meiner Schwester Anika verstand sich mit mir wirklich gut, wir spielten oft zusammen, zogen durch die Wälder und hatten unseren Abenteuerspielplatz am alten Bahndamm.

Aber wer waren diese wunderbaren Wesen, Vater und Mutter genannt?

Mein Vater war ein Mann, der sein Leben lang gearbeitet hat. Er tat das mit einer Zähigkeit und einer stillen Würde, die man heute kaum noch findet. Sein ganzer Antrieb war simpel: Wir vier Kinder sollten es einmal besser haben.

Er war ein Kind seiner Zeit, geprägt vom Krieg und dem, was danach fehlte. Er wurde zu dem, was damals eben verlangt wurde: Ein Mann, der funktionierte und die Last der Familie einfach schulterte.

Gefühle zeigte er selten. Nähe lag ihm nicht. Aber er war da – nicht immer körperlich, doch mit einer Verlässlichkeit, auf die man zählen konnte. Zwei, drei Jobs am Tag waren sein Weg, uns durchzubringen. Das war seine Sprache. Arbeit statt Worte.

Ja, es fielen auch Sätze, die wehtaten. Aber mit der Zeit verstand ich, dass sie aus seiner eigenen Geschichte stammten, nicht aus Ablehnung. Er war kein Mann der feinen Töne, aber ein Mann der Wahrheit. Er war direkt, oft nicht da aber immer echt.

Er war stur, oft wortkarg, aber er war aufrichtig und im Kern ein guter Mensch. Mehr kann man von einem Vater nicht verlangen.

Vieles, was mich heute ausmacht, geht auf ihn und meine Mutter zurück. Sie haben ausgehalten und durchgestanden, was das Leben ihnen abverlangte.

Er verdient großen Respekt für das, was er getan hat. Sein Leben bestand aus Arbeit und Verantwortung. Eigenschaften, die man nicht erklärt, sondern vormacht.

Alles Gute in mir hat dort seinen Anfang genommen.

Wer war sie, diese Frau, die in ihrer Jugend um Anerkennung kämpfen musste und dann ein Kind bekam, das zwischen Leben und Tod hing?

Es war eine Frau stiller Kraft, geprägt von Entbehrung und einem frühen Leben ohne Rückhalt. Mit meiner Ankunft – krank, schwach und kaum lebensfähig – begann ihr Kampf. Tag und Nacht wachte sie mit der Energie einer Löwin über mir, betete und hielt dieses kleine Leben mit ihrer Liebe fest. Diese Zeit schuf eine Verbindung, die bis heute besteht, in dem Wissen, dass ihre Zuwendung der einzige Grund für mein Überleben war.

Neben mir trug sie die gesamte Familie durch Jahre voller Sorge und Mangel. Sie blieb dabei warmherzig. Selbst Krankheiten oder die ständige Last des Alltags konnten ihr Herz nicht verhärten. Ja, wir hatten unsere Reibungen; sie konnte direkt sein, hart, manchmal überstreng. Aber heute sehe ich klarer als früher: Sie hielt durch, selbst wenn sie kaum noch Kraft hatte.

Eine meiner zärtlichsten Erinnerungen an sie ist fast nicht fassbar – und vielleicht gerade deshalb so kraftvoll. Ein Sommertag in den Ferien: Mit einem Teewurstbrötchen in der Hand, das sie mir geschmiert hatte stehe ich vor der Haustür in der Sonne. Das Brötchen war nicht gesund, aber voller Zuwendung.

Und was mich bis heute berührt:

Beim Biss in so ein Brötchen, bin ich wieder dort.

Dann spüre ich wieder diese Wärme der Luft, die Freiheit des Tages, diese unbeschwerte Kindheit.

Für einen Moment stehe ich wieder barfuß im Sommer auf der Schwelle, mit Krümeln an den Fingern und diesem Gefühl von Geborgenheit, das nur Mütter schenken können.

So waren meine Eltern: liebend, kämpfend, fest an unserer Seite, selbst wenn das Leben eng wurde und das Geld nicht reichte. Wenn „mehr Monat als Geld“ übrig blieb, spürten wir Kinder es kaum. Nach heutigen Maßstäben waren wir arm – gefühlt waren wir es nicht.

Unsere Wohnung war einfach: ein Waschbecken in der Küche, kein Bad, Toilette auf dem Gang, ein Ofen für mehrere Räume und trotzdem – oder gerade deshalb – waren wir glücklich. Wir wurden geliebt. Wir hatten Zeit. Wir spielten draußen, zogen durch die Straßen und den Wald, erfanden unsere eigenen Abenteuer.

Mein Lerneffekt damals war, Liebe ist oft mehr wert als alles, was man kaufen kann.

Sie gaben mir so viel, eine unbeschwerte Kindheit, Geborgenheit und eine sehr gute Schulausbildung, aber so sehr haben sie mir oft das Leben schwer gemacht. Heute bin ich selbstständiger Unternehmer im EDV-Bereich und der Erwachsenenbildung – und mir ist etwas vergönnt, was viele nicht finden, einen erfüllenden Beruf. Doch der Weg dorthin war alles andere als einfach.

Ich hatte verschiedene Festanstellungen – kaufmännische, als EDV-Leiter einer öffentlichen Verwaltung. Aber irgendwann wurde klar: Diese Welt der Angestellten ist nicht meine. Zwei Häuptlinge nebeneinander funktionieren nicht, und mein Bestreben war nie Befehle entgegenzunehmen.

Für meine Mutter war das schwer zu begreifen. Sicherheit war für sie alles – vielleicht, weil sie selbst zu oft ohne war. Sie wollte für ihre Kinder ein geregeltes Leben. So kam es: Meine ältere Schwester ging in die Pflege und wurde Pflegedienstleiterin, mein Bruder wurde Techniker. Meine jüngste Schwester, ebenfalls in der Pflege, verlor durch schwere Schicksalsschläge ihre Perspektive – mit neunzehn Krebs, später ein Schlaganfall. Das traf uns alle, besonders meine Eltern.

Mein Weg war der eines freien Mannes – ohne Netz, aber mit dem Gefühl, endlich ich selbst zu sein. Für meine Mutter blieb das ein Rätsel. Ihre Fragen klangen wie Kritik, waren aber Sorge: „Geht das noch gut? Habt ihr Arbeit? Hast du Schulungen?“ Tief in mir klingt bis heute ihr Satz nach: „Wer bist du schon? Was hast du schon zu sagen?“ Ein Satz, der tief in mir noch Zweifel weckt – aber nur wie ein fernes Echo. Warum sollte ich es ihr übel nehmen. Es war ihre Welt, geprägt von Mangel, Pflicht und Angst vor dem Scheitern.

Irgendwann konnte ich ihr zeigen, dass mein Weg funktioniert. Dass Glück nicht nur in Sicherheit liegt, sondern auch in Freiheit und Mut. Wenn sie heute fragt: „Hast du wieder Schulungen?“, liegt ein Lächeln auf meinen Lippen.

Einmal legte ich meinem Vater einen Kontoauszug mit einem hohen Betrag nach einem Monat hin. Für mich war es ein Moment des Stolzes.

„Siehst du, das ist das Ergebnis von hundertmal hinfallen und hundertmal wieder aufstehen.“
War mein Kommentar.

Er nickte kurz, – und stellte dann die eine Frage, die den Unterschied zwischen unseren Welten deutlich machte: wie lange so etwas wohl gutgehen könne.

Für ihn war Sicherheit gleich Festanstellung. Für mich war klar, dass gerade diese Sicherheit trügerisch ist.

Jahre später bestätigte sich das: Mit 56 wurde er in den Vorruhestand geschickt, einfach nicht mehr gebraucht. Die scheinbare Sicherheit war weg.

Das sind die unterschiedlichen Wahrheiten, wenn verschiedene Denkwelten aufeinandertreffen. In diesem Augenblick tat mir seine Frage verdammt weh.

So waren und sind meine Eltern: liebevoll, pflichtbewusst, von ihrer Zeit geformt – und sie haben uns zu guten Menschen gemacht. Jeder geht seinen eigenen Weg. Ich habe meinen gefunden. Heute bin ich glücklicher als je zuvor. Das liegt auch an meiner Kindheit.

Sie spielte sich in einem Vorort meiner Heimatstadt ab – eine Zeit voller kleiner Abenteuer und großer Träume. Im Ort lebten viele Kinder, und Spielkameraden fanden sich immer, Mädchen wie Jungen.

Unser liebster Treffpunkt war der Bahndamm mit seinen Gleisen, dem Prellbock und dem Rübenabladerr. Dort kippten die Bauern ihre Zuckerrüben in die Waggonen, und jedes Mal fühlte sich das wie ein kleines Schauspiel, wie etwas großes an. Oft halfen wir beim Sortieren, bekamen ein paar Münzen und fühlten uns für einen Moment ganz erwachsen.

Gleich daneben stand eine kleine Fabrikhalle, ein dunkler Holzflachbau mit Teerpappendach. Dort wurden Fußmatten aus alten Autoreifen gefertigt. Am Rand lag ein riesiger Haufen Gummireste – schwarz, weich, verführerisch. Wir kletterten aufs Dach und sprangen hinein, lachend, frei, unbeschwert. Die Mütter zu Hause fanden das weniger lustig – rußverschmierte Kinder bedeuteten Washtag und eine ordentliche Standpauke.

Eine der lebhaftesten Erinnerungen dreht sich um die Kaffeemühle der Großmutter. Sie wurde von mir heimlich entwendet. Gemeinsam mit einem Freund mahlten wir rote Ziegelsteine zu Staub.“ Aus dem feinen Staub entstanden kleine „Kunstwerke“ – bis meiner Großmutter auffiel, dass die Mühle fehlte. Der Ärger war groß. Doch die Wärme der Großmutter blieb.

Sie war eine herzensgute Frau, schlicht im Auftreten, aber reich an Wärme. Eine Großmutter, die uns Kinder alle gleichzeitig ins Herz schloss, ohne Unterschied, ohne Bedingungen. Sie brauchte keine große Bildung – sie hatte etwas Wertvolleres: echtes Interesse am Leben. Für alles war sie offen, neugierig, zugewandt.

Es war an einen Nachmittag, an dem ich ihr ein Buch zeigte, das die Größen der Sterne erklärte – von unserer Sonne bis zu den gewaltigen blauen Riesen. Für sie war das eine völlig fremde Welt.

Trotzdem hörte sie zu, stellte Fragen, staunte, als würde sich vor ihr ein neues Universum öffnen. Dieses aufgeschlossene Staunen, war genau das, was sie ausmachte.

Sie war immer voller Liebe für uns. Vielleicht war sie deshalb der Gegenpol zu meinem Großvater: Während er hart und verschlossen blieb, hielt sie die Familie mit ihrer Güte zusammen. Eine Frau, die in ihrer stillen Weise mehr Wärme gab, als sie selbst je erhalten hat.

Genau dieser Gegensatz bestimmte das Klima im Haus. Dort, wo sie uns Liebe gab, grenzte er ab.

Da waren die Abende, an denen sie gekocht hatte – es duftete durchs ganze Haus, und wir Kinder saßen erwartungsvoll am Tisch. Fragte sie liebevoll, ob wir noch etwas möchten, hob er nur den Kopf, schüttelte ihn leicht und machte dieses misshütige „mh-mh-mh“, das mehr sagte als jedes Wort. Ein einziges Geräusch, das die Wärme im Raum schlagartig dämpfte. Mit seiner Härte machte er vieles von dem, was sie an Geborgenheit aufgebaut hatte, wieder zunichte.

Je älter ich wurde, desto deutlicher spürte ich, dass dieses Verhalten kein Zufall war, keine Laune des Moments, sondern Ausdruck einer inneren Haltung. Einer Haltung, die weit tiefer reichte als der misshütige Blick am Küchentisch.

Und doch blitzen ab und zu auch gute Erinnerungen durch. Das Arbeiten in seiner Werkstatt. So, wie es heute meine beiden Enkel bei mir erleben. Spaziergänge im Wald, über Felder, da ist die Erinnerung an den Gesang einer Feldlerche.

Besonders ein Bild ist mir geblieben. Wir standen beide auf einem Feld. Von dort aus sah man den Ort, in dem ich heute lebe. Dieses Dorf, mit der Kirche in der Mitte, im Tal gelegen, viel Grün. Als kleiner Junge fand ich diesen Blick beeindruckend, schön. Damals hätte ich nie gedacht, dass dieser Ort einmal einmal für einen großen Teil meines Lebens mein Lebensmittelpunkt sein – und die Frau meines Lebens hier finden würde.

Vielleicht war es genau diese Spannung, die ihn ausmachte. Denn mein Großvater war ein Mann, der in einer dunklen Zeit stehen geblieben war – tief verankert im Denken des Nationalsozialismus, überzeugt von Autorität, Härte und der vermeintlichen Stärke dieser Ideologie, die für viele seiner Generation selbstverständlich war. Diese Haltung war Grundlage seines ganzen Wesens.

Warmherzigkeit war ihm fremd. Er urteilte schnell, verurteilte oft, und wer nicht in sein Weltbild passte, bekam es zu spüren.

Vielleicht konnten Menschen wie mein Großvater gar nicht anders.

Seine Härte traf meinen Vater am stärksten. Er hielt ihn nicht nur klein – er demütigte ihn. Immer wieder. Sätze wie „Das kannst du sowieso nicht“ waren keine Ausnahme, sondern Teil ihres Alltags. Sie gehörten zur Sprache dieses Hauses, so selbstverständlich wie andere Worte der Ermütigung, die dort nie gesprochen wurden.

Auch wir Enkel spürten diese Kälte. In der Distanz, in der Abwertung, in dem Gefühl, im Weg zu sein. Manche seiner Bemerkungen haben sich mir als Kind eingebrannt. Durch das stille, klare Signal: Du bist nicht wichtig und gehörst nicht hierher.

Es gab gemeinsame Stunden, Momente, die nach Normalität aussahen. Doch selbst dort blieb etwas Unüberbrückbares. Eine Fremdheit, die nie ganz verschwand. Heute glaube ich: Er konnte nicht anders. Er war gefangen in einer Zeit, die Härte über Menschlichkeit stellte – und er kam innerlich nie daraus hervor.

Eine Szene aus seiner Werkstatt im Keller hat sich mir besonders eingeprägt. Er stand dort mit einem Cousin, als beim Hinabsteigen der Treppe Worte fielen, die nicht für Kinderohren bestimmt waren. Sinngemäß sagte er: „Siehst du, jetzt sitzt seine Mutter wieder auf dem Balkon in der Sonne und lässt es sich gutgehen, während ich auf den Jungen aufpassen muss.“

Dieser Satz traf mitten ins Herz. In diesem Moment fühlte ich mich abgelehnt. Ein Schmerz, der lange leise blieb – und der bis heute seine Spuren in mir hinterlassen hat.

Diese Episode war nur eine von mehreren unangenehmen Erfahrungen mit ihm. Er rief unsere Cousine und unseren Cousin zum Essen – und schickte mich und meine Schwester schroff nach Hause.

Eine solche Ablehnung sitzt tief. So war es dann auch: Mein Verhältnis zu ihm, meine Zuneigung, blieben überschattet, selbst noch, als er längst über neunzig Jahre alt war.

Trotz allem – es war Familie. Es gab auch schöne Tage: Sonntage bei Kaffee und Kuchen, Familienfeiern, gemeinsame Stunden im Garten mit unserem Cousin und der Cousine. Momente, die geblieben sind, trotz allem.

Bis heute bleibt das Bedauern, nie wirklich einen Zugang zu ihm gefunden zu haben. Die Härte, die er zeigte, galt nicht nur den Enkeln, sondern – wie schon erwähnt – auch seinem Sohn, meinem Vater. Heute ist klar, wie viel Schaden ein solches Verhalten anrichten kann, besonders in Kinderseelen.

Vielleicht entstand gerade daraus der Entschluss, es später anders zu machen: den eigenen Kindern Stärke zu geben, Vertrauen, und zu zeigen, dass Mutter und Vater da sind, wenn sie gebraucht werden. So konnten sie zu starken, selbstbewussten Erwachsenen heranwachsen – was sie heute, mit über dreißig Jahren, längst sind.

Die Großmutter, so liebevoll und zugewandt, starb – nach langer, schwerer Demenz.

Der Großvater starb nach ihr, auf tragische Weise. Er stürzte aus dem Fenster, und bis heute weiß niemand genau, was damals geschah.

Und doch: Betrachtet man das ganze Leben dieses Mannes, wirkte dieser plötzliche, harte Abschied fast wie eine letzte Konsequenz eines Weges, der selten von Wärme geprägt war. So spielt das Leben, so spielt das Schicksal. Es fragt nicht, es trifft – und wir müssen lernen, damit weiterzuleben.

Ich könnte jetzt über all die Menschen schreiben, die einfach nur nett waren. Was mich bis heute nicht loslässt, ist ein kleiner, hartnäckiger Riss in der Erinnerung. Es ist eine Irritation, die immer dann auftaucht, wenn ich an meinen Onkel Walter denke. Mein Blick geht nocheinmal zurück, um zu verstehen, warum ausgerechnet dieser Moment so tief sitzt.

Er war mir über viele Jahre sehr sympathisch. Vielleicht, weil wir uns ähnelten. Walter war ein Mensch, der sehr direkt war – wenn er etwas wollte, dann sofort. Mir blieb oft nur ein Kopfschütteln. Trotzdem mochte ich ihn. Weil es zwischen uns selbstverständlich lief, war meine Hilfe normal: Computer reparieren, etwas einrichten, Kleinigkeiten erledigen – meist für wenig Geld. Es war unser vertrauter Rhythmus.

Eines Tages fragte er mich, was er mit einem alten Monitor tun solle. Ich sagte im Spaß, er könne ihn verkaufen oder mir geben – als Ausgleich für meine Hilfe. Ein lockerer Satz unter Menschen, die sich kennen.

Doch seine Reaktion kam hart und unvermittelt.

Er sagte sinngemäß, er wäre Rentner, habe nicht viel, er könne nichts verschenken und überhaupt gäbe es den Monitor nur gegen Geld.

Nicht der Inhalt traf mich – der war völlig in Ordnung. Es war der Ton.

Etwas, das so gar nicht zu unserer Beziehung passte. Für einen Moment war mir, als hätte jemand den Boden weggezogen.

Ich sagte, er solle den Monitor behalten, und ließ es gut sein. Doch es ließ mir keine Ruhe.

Nach einiger Zeit schrieb ich ihm eine E-Mail – kein Vorwurf, sondern der Versuch, verständlich zu machen, dass ich von meiner Arbeit lebe, ihm gern helfe, aber dieser schroffe Moment mich verletzt hatte. Da war die Hoffnung auf ein kleines Einrasten in die Normalität, auf ein kurzes Gespräch.

Es kam nichts zurück.

Später, bei einer Familienfeier, sagte meine Mutter, Walter käme nicht, wegen mir.

Ich sei für ihn „gestorben“.

Dieser Satz traf mich tiefer als alles vorher.

Er passte nicht zu dem Mann, den ich kannte, und nicht zu dem Verhältnis, das wir jahrelang hatten.

Und er war nicht der Einzige, der sich abwandte: Auch seine Frau und unsere Cousine brachen den Kontakt ab. Bis heute unverständlich – aber nicht mehr zu ändern.

Bis zu seinem Tod haben wir nie wieder miteinander gesprochen. Es wäre so einfach gewesen.

Da ist noch eine andere Erinnerung die weit zurückgeht. Es war das erste mal in meinem Leben das mir, als kleinem Jungen, Ungerechtigkeit vor Augen geführt wurde.

Mein Onkel Ludwig, der Mann meiner Tante Liese und meine Schwester, waren mit mir auf dem Kinderfasching.

Meine Verkleidung war ein schönes Cowboy-Kostüm. Mein Hals schmückte ein rotes Halstuch, das mit einer kleinen Streichholzschachtel zusammengehalten wurde. Meine Großmutter hatte noch gesagt, sie wolle es mir lieber annähen, damit es nicht verloren gehe. Dazu kam reichte die Zeit nicht.

In der Festhalle war es laut und bunt. Musik, Lachen, viele Kinder, viele Erwachsene. Für mich war es ein großes Ereignis. Mitten in diesem Trubel trat plötzlich eine fremde Frau auf mich zu. Ohne Vorwarnung griff sie nach meinem Halstuch, zerrte daran und sagte scharf, das sei das Halstuch ihres Sohnes.

Ich verstand nicht, was geschah. Dieses Halstuch gehörte doch mir. Warum half mein Onkel Ludwig nicht? Er stand direkt neben mir. Er hätte nur einen Satz sagen müssen. Ein „Moment mal“. Oder ein „Das klären wir“. Stattdessen sagte er, er wisse das jetzt auch nicht genau. Mehr nicht. Kein Schutz. Kein Einstehen. Kein Versuch, die Situation für mich aufzufangen.

Die Frau nahm mir das Halstuch ab und ging.

Was blieb, war nicht der Verlust des Tuchs. Es war das Schweigen meines Onkels, die bittere Erkenntnis, dass Erwachsene untätig zuschauen können, wenn einem Kind Unrecht geschieht.

Und doch blieben diese Erfahrungen einzelne schlechte Erlebnisse. Schmerzlich, ja – aber nichts, was mein Bild von Familie insgesamt bestimmte.

Im Gegenteil: Meine Geschwister bildeten das Gegengewicht.

Wir mögen uns, auch wenn wir heute oft auf Abstand leben. Von meiner Seite aus gibt es keinen alten Groll, keine Ressentiments. Viele Jahre verbrachten wir gemeinsam – trotz der großen Altersabstände, die uns voneinander trennten.

Meine ältere Schwester war schon ein Stück vor mir da, und die beiden Jüngeren kamen erst viele Jahre später dazu – fast wie eine zweite Generation unter einem Dach.

Unsere Kindheit war trotzdem eine gemeinsame: viele Stunden draußen, viel Lachen, viel Leben.

In dieser engen Wohnung – drei Zimmer, Küche, kein Bad – rückten wir automatisch näher zusammen.

Bei den Jüngeren war meine Mutter weniger impulsiv; die Jahre glätten so manches. Zu meiner großen Schwester hatte ich ein besonderes Verhältnis. Sie war mehr als nur Spielkameradin ihre Rolle erfüllte sie auch als Beschützerin. Viele Nachmittage standen wir gemeinsam am Spülbecken – ein Ritual, das Nähe schuf, weil es einfach zum Alltag gehörte.

Durch die Altersunterschiede übernahmen wir Älteren Verantwortung für die Kleinen, sahen ihnen beim Wachsen zu und machten das Beste aus unseren räumlichen Grenzen. Trotz aller Enge blieb ein starkes Gefühl von Zusammengehörigkeit.

Zwischen meiner großen Schwester und meiner Mutter gab es Zeiten, in denen es nicht rund lief. Warum, weiß ich bis heute nicht. Vielleicht hat meine Mutter in meinem ersten Jahr so viel Kraft in meine Pflege gesteckt, dass für Anika einfach weniger übrig blieb. Vielleicht war es etwas ganz anderes.

Die beiden Jüngsten blieben die Nesthäkchen. Besonders zur jüngsten Schwester hatte ich viele Jahre lang eine tiefe Verbindung.

Irgendwann kam es zwischen uns zu einem Zerwürfnis – ausgelöst durch Kleinigkeiten und Missverständnisse. In mehreren Situationen stellte sich die Familie gegen uns, ohne wirklich zuzuhören.

Seitdem herrscht Funkstille. Ein Abstand, der weder Feindseligkeit noch echte Nähe kennt.

Ein Gespräch mit meinem Vater brachte vieles wieder hoch. Er fiel in alte Muster zurück, in dieses vertraute „Du musst ja immer Recht haben“. Irgendwann sagte er, ohne es aussprechen zu wollen, dass meine Geschwister mich „nicht leiden könnten“. Das traf mich. Nicht, weil ich es glaubte, sondern weil mein Bestreben immer war, den Zusammenhalt zu stärken. Wir hatten alle besucht, regelmäßig, über Jahre. Nur kamen sie selten zu uns. Vielleicht war das die unausgesprochene Wahrheit. Vielleicht auch nur ein Satz im falschen Moment. Aber er blieb hängen – einen Augenblick länger, als mir lieb war.

Ich war ein Mann offener Worte – schon als Junge. Impulsiv, direkt, mit einem zu großen Mundwerk. Meine Scherze waren scharf, oft zynisch, manchmal so schräg, dass sie ihr Ziel verfehlten. Als meine Schwester nach dem Preis meines Autos fragte und ich im Spaß ‚zwei- oder dreitausend Mark‘ sagte, war das keine Forderung – sondern sie hätte es auch von mir geschenkt bekommen. Doch sie nahm es wörtlich. Der Vorwurf, meine Familie würde von mir ausgenutzt, blieb hängen. Ein Missverständnis von vielen.

Manches ist zu bedauern heute, anderes nicht. Meine Geschwister werden von mir geschätzt, genauso wie sie sind. Aber ich wünsche mir auch, dass meine Ecken akzeptiert werden. Wir alle hatten unsere Eigenarten – meine waren nur etwas lauter.

Und so wie alle meine Eigenheiten aushalten müssen, so muss ich selbstverständlich auch die der anderen akzeptieren.

Jede Familie hat ja ihr ganz eigenes Ersatzteillager an Macken – Modelle, die man so nirgends kaufen kann. Ein bisschen spleenig, ein bisschen dramatisch, ein bisschen dünnhäutig... aber herrlich einzigartig. Jeder trägt sein Sonderexemplar — und wir stolpern alle gelegentlich darüber.

Meine große Schwester war viele Jahre Krankenschwester, später in der Altenpflege und schließlich in der Pflegedienstleitung. Sie hatte Verantwortung, hielt vieles zusammen und kümmerte sich um Menschen, die ohne sie oft verloren gewesen wären. Dieses Fürsorgliche hat sie nie abgelegt; bis heute engagiert sie sich sozial und hilft dort, wo andere wegsehen.

Im Privaten suchte sie oft Männer, die ihr nicht guttaten – vielleicht hoffte sie zu lange, vielleicht gab sie zu viel. Heute lebt sie alleine, aber nicht verbittert.

Für mich jedoch war sie immer ein guter, herzlicher Mensch, der oft für mich da war und mir half, wenn ich es brauchte. Sie blieb tiefer in meinem Herzen, als sie selbst glaubte.

Mein Bruder, liebenswert und ein wenig verschroben, lebt sein Leben ohne Kinder – zwei Gehälter, viel Freiheit, viele Reisen. Nach außen wirkt das wie ein unkomplizierter Weg. Wie es wirklich in ihm aussieht, weiß ich nicht. Manchmal habe ich den Eindruck, dass ihn manches

nicht ganz erfüllt – aber das ist nur meine Wahrnehmung. Wir sehen uns leider selten, obwohl wir nur einen Steinwurf voneinander entfernt wohnen, und das bedaure ich sehr.

Und meine kleine Schwester – so direkt sie auch sein mag – bleibt trotz allem ein Mensch, den ich, wie ich bereits schilderte, sehr liebe.

Auch wenn es zwischen uns diesen Streit gab, der bis heute im Hintergrund steht, ändert das nichts an meinem Gefühl. Denn trotz ihrer schweren Schicksalsschläge ist sie optimistisch geblieben, steht immer wieder auf und macht weiter.

Mit neunzehn traf sie ein harter Schlag: Krebs. Sie kämpfte – und gewann. Ihre ehrliche Art mochte ich damals, und ich mag sie auch heute noch. Ich erinnere mich, wie mich ihre Stärke sprachlos machte.

Jahre später erlitt sie einen schweren Schlaganfall. Sie überlebte, aber sie musste vieles neu lernen. Doch wenn ich an sie denke, bleibt ein Bedauern: Ich hätte mehr für sie da sein können.

So unterschiedlich wir sind und so verschieden unsere Wege verlaufen – wir gehören zusammen, auch mit Abstand. Die Zeit mag irgendwann eine Brücke schlagen, vielleicht auch nie. Es ist, wie es ist.

Und eines bleibt für mich unverrückbar: Meine Tür steht offen. Für jeden von ihnen.

Da sind noch so viele Gedanken an meine Geschwister. Meine Schwester Anika hat mich in der Grundschule einmal, wie eine Löwin verteidigt. Diese Erinnerung ist schön – und macht den Schmerz meiner Schulzeit nicht kleiner.

Mit 6 Jahren begann eine Zeit der Qual. Niemand erkannte mein Problem, Legasthenie. Mein Denken war schneller als meine Hand – zwischen Kopf und Papier lag eine Mauer. Ich gab mir Mühe, lernte, wiederholte, kämpfte. Und verstand nicht, warum das Ergebnis nie dem entsprach, was in mir steckte.

Erst viel später verstand ich: Das waren keine Fehler. Keine Schwächen. Das Gehirn arbeitet einfach anders — und als ich das begriffen hatte, wurde vieles leichter. Sogar die Rechtschreibung.

Heute unterrichte ich Menschen in Rechtschreibung und kann ihnen aus eigener Erfahrung zeigen, dass man lernen kann – ohne Angst, ohne Zweifel.

Fehler? Die gehören dazu. Wer welche findet, darf sie behalten – so sagt man doch.

In meiner Hypnoseausbildung erlebte ich eine tiefe, fast seelische Begegnung mit mir selbst. Als Kind bekam ich eine Sechs im Diktat – und lief dann aus Angst vor meiner Mutter zu meinem Großvater, einem Mann, mit dem ich nie richtig warm geworden war. Für meine Mutter war das ein Stich ins Herz, für mich der Beginn einer leisen Verunsicherung, die mir viele Jahre unbewusst auf der Seele lag.

Diese frühen Ängste saßen so tief, dass sie später im Alltag sichtbar wurden – etwa, wenn ich mehrfach kontrollierte, ob eine Tür geschlossen war.

Erst in der Hypnose-Ausbildung sah ich, wie tief diese Muster saßen. Eine einzige klare Begegnung in der Trance genügte. Ich musste den alten Wunden nur aufhören auszuweichen.

Meine Generation nannte man auch Babyboomer, die von 1955 bis 1969 die Gesellschaft veränderten. Es waren Bedingungen, die heute fast unvorstellbar klingen.

Eine Generation, die in Wellen durchs Land rollte und überall Engpässe verursachte: in den Schulen, bei den Lehrstellen, an den Universitäten. Im Gegensatz zu heute, wo sich junge Menschen ihre Jobs fast aussuchen können, standen wir damals eher in der Schlange und hofften, dass überhaupt irgendwo ein Platz frei wurde.

Ich hatte mich bei den Stadtwerken für eine Elektrikerlehre beworben. Motiviert, interessiert, geradeaus. Mein Schulabschluss war ihnen mit einem Realschulabschluss leider zu hoch. Sie nahmen ausschließlich Hauptschüler. Zu qualifiziert für eine Lehrstelle. So sah die Realität damals aus.

Und genau diese Überfüllung setzte sich später im BWL-Studium fort. Auch dort waren wir zu viele. Viel zu viele. Das erklärte diese erbarmungslose Auslese. Da wurde wirklich gesiebt. Nicht ein bisschen, nicht symbolisch – nein, richtig. Von hundert Leuten blieben am Ende vielleicht zwanzig übrig.

Ich stand permanent in Konkurrenz mit einer ganzen Generation, und immer wieder ging es schlicht darum, durchzukommen. Aber nicht alle Erinnerungen aus dieser Zeit sind grau.

Es war 1974, mitten in diesen Schuljahren, als mir eine Begegnung widerfuhr, die mich vollständig überforderte. Erst Jahre später verstand ich, wie feinfühlig solche frühen Momente sind.

Damals, etwa mit dreizehn, bestand die Welt aus Schule und Pfadfindern.

Während eines Sommerlagers auf der Burg Altleiningen trafen wir auf eine Gruppe französischer Majorettes. In ihren Uniformen und mit den wirbelnden Stäben strahlten sie einen stolzen Glanz aus – eine ganz andere Welt, die in ihrer Selbstgewissheit fast funkelte.

Eines Tages erschien eines dieser Mädchen im Vierbettzimmer. Aufrecht im Kostüm, selbstsicher, voller Leichtigkeit. Sie ließ ihren Stab durch die Luft wirbeln, drehte ihn, fing ihn – und rief immer wieder etwas, das für uns wie „Rögga de“ klang. Unverständlich damals, heute klar: Regardez. Schaut her.

Eine kleine Vorführung, fast beiläufig, doch vollkommen im Moment. Ab und zu trafen sich die Blicke, eine Sekunde lang nur – aber lang genug, um etwas im Herzen eines Dreizehnjährigen zu hinterlassen, das er damals nicht benennen konnte.

Später in derselben Nacht schlich das Mädchen leise ins Zimmer, öffnete die Tür kaum hörbar und stieg ohne Zögern in mein Bett. Als dreizehnjähriger Junge, der von Gefühlen gerade erst die Namen lernte, fand ich mich plötzlich mitten in einer Situation, die mich überforderte.

Meine Unsicherheit war stärker als alles andere. So kam es, dass dieser Moment, der vielleicht eine Geschichte hätte werden können, noch in derselben Minute endete.

Heute wirkt diese Erinnerung beinahe komisch – nicht wegen des Mädchens, sondern wegen der eigenen Ratlosigkeit. Einer dieser Momente, die man erst Jahrzehnte später mit einem leicht wissenden Lächeln betrachtet.

Ein Jahr später, in Hendaye, an der französisch-spanischen Grenze, tauchte sie erneut auf. Es war in einem Zeltlager am Atlantik. Mir war nicht gut und verbrachte den Morgen im Zelt. Da stand sie plötzlich vor meinem Zelt. Wieder dieser Blick und ein Satz, den ich damals nicht verstand.

Sie fragte: „Tu es malade?“ – bist du krank?

Ich verstand nur etwas mit „Marmelade“ und dachte, mir gehe es ohnehin nicht gut und ich wolle kein Frühstück.

Im Rückblick war diese Verwechslung fast rührend. Ein kleiner Moment, der mir zeigte: Wenn du die Sprache nicht beherrschst, bleiben die Türen zu.

Diese Unsicherheit verschwand nicht einfach. Es blieb immer der Wunsch endlich wahrgenommen zu werden.

Einige Jahre später kam eine besondere Erfahrung dazu. Es war das erste Mal, dass ich begriff: Du musst nicht immer nachgeben.

Es war der Tag, an dem mir der Kontrolleur gegenüberstand.

Eigentlich bin ich ein friedlicher Mensch der nie Streit sucht. Trotzdem geriet ich dennoch immer wieder in unerklärliche, nicht beabsichtigte Momente der Gewalt.

Mit fünfzehn, noch im Gymnasium, an einem ganz gewöhnlichen Nachmittag nach der Schule, stand ich mit einem Mädchen vor dem Linienbus. Nichts Besonderes, nichts Aufregendes. Doch der Kontrolleur, scharf im Ton und unerwartet aggressiv, versperrte uns den Einstieg. Der Bus war leer, trotzdem bestand er darauf, dass wir den Schulbus nehmen sollten.

Als das Mädchen zaghaft nachfragte, kippte die Stimmung. Sein Blick wurde hart, die Gesten drohend und bevor ich überhaupt darüber nachdenken konnte, trat ich dazwischen, mehr aus Reflex als aus Mut. Mein einziger Hinweis auf Besonnenheit genügte, um seine Wut auf mich zu ziehen.

Auf der anderen Straßenseite schien die Situation tatsächlich beendet – bis er plötzlich erneut auftauchte und meine Fahrkarte verlangte – dort, wo er dazu nichts mehr zu sagen hatte.

Als er meinen Ärmel packte und der Stoff riss, war eine Grenze erreicht. Als er wieder auf mich losging, reagierte mein Körper schneller als mein Verstand: ein Reflex, ein Schlag. Der Mann ging zu Boden.

In den überfüllten Bussen hingen Schüler an den Scheiben. Einige Fahrer schlossen sofort die Türen und fuhren ab.

Ich zog ihn hoch, klopfte seine Kleidung zurecht, setzte ihm die Mütze auf.

Danach stieg ich in den nächsten Bus – ohne zu ahnen, dass der Mann mir wieder folgen würde. Er verlangte erneut die Busfahrkarte und zwang mich schließlich eine Station vor meinem Ziel auszusteigen. Den Rest des Weges legte ich zu Fuß zurück.

Zu Hause, beim Mittagessen, erwähnte ich den Vorfall beiläufig. Die erste Reaktion meiner Mutter richtete sich nicht gegen ihn, sondern gegen mich. Erst als Schulfreunde die Situation erklärten, änderte sich ihre Haltung. Mein Vater kam nach Hause, und gemeinsam fuhren wir zur Polizei.

Dort schilderte ich den Ablauf. Einer der Beamten kommentierte mit einem spöttischen Lächeln: „Ach, in die Faust gelaufen?“ – und genau das war es am Ende ja auch gewesen. Später machte der Vorfall in der Stadtverwaltung die Runde, und auf dem Revier wurde darüber geschmunzelt, weil sie erkannten, dass meine Schilderung der Wahrheit entsprach.

Die Beamten empfahlen jedoch erst ein Gespräch mit dem Mann, bevor eine Anzeige folgen sollte. Also ging es zu den Stadtwerken. Ein Fahrer zeigte nach oben – genau in dem Moment kam der Kontrolleur die Treppe herunter. Blick gesenkt, Ton plötzlich kleinlaut. Er gestand seinen Fehler ein, und mein Vater schlug vor, die Sache mit einem Handschlag zu beenden. So geschah es.

Einige Wochen später erschien der Leiter der Stadtwerke und wollte die Geschichte noch einmal von mir hören. Er erzählte, dass mehrere Fahrer den Vorfall genauso wie in meiner Schilderung bestätigt hatten. Der Kontrolleur hatte jedoch einen falschen Bericht geschrieben. Eine Falschaussage mit Konsequenzen. Wenige Monate später wurde er in den Vorruhestand versetzt – vielleicht das Beste für alle.

Der Vorfall hatte allerdings auch eine komische Seite. Die Kollegen mochten den Mann offenbar nicht. An seinem Spind klebte ein Plakat mit zwei Boxern und dem Kommentar „Roberto K.O.“. Wenn meine Mutter in einen Bus einstieg, riefen manche Fahrer lachend durch den Wagen, sie sei „die Mutter vom Champion“. Fast grotesk in seiner Ironie.

So ging mein Alltag am Gymnasium weiter. Schule, Hausaufgaben, der ganz normale Wahnsinn der Jugend – und dazwischen unzählige kleine Erlebnisse, die mal stärkten, mal zu Boden drückten.

In der Welt der Mädchen war ich immer ein guter Freund – aber nur als guter Zuhörer, der Vertraute dem man alles erzählen konnte.

Nur eben keiner, den man begehrte.

Diese leise Erfahrung legte sich wie ein Schatten übers Herz. Das traf mich tief. Außen der freundliche, humorvolle Junge – innen einer, der spürte, dass etwas nicht durchdrang. Nähe war möglich, doch sie blieb ohne Erwiderung

Vielleicht war das der Ursprung eines Musters, das später immer wieder auftauchte: die Gefahr, auf weibliche Aufmerksamkeit zu reagieren, die zeigte, dass man begehrenswert war –

Aufmerksamkeit, die in Situationen führte, die nicht immer gut waren. Ich weiß es nicht, bin kein Psychologe.

Wenn ich an diese Jahre zurückdenke, fällt mir auch der ungewöhnliche Start am Gymnasium ein: Wegen einer Krankheit verpasste ich die Aufnahmeprüfung, besuchte ein Jahr die Hauptschule und wechselte danach in die fünfte Klasse – ein Jahrgangsversatz, der mich fortan begleitete.

Dadurch war ich älter als viele Mitschüler, und im Sportunterricht wirkte sich das zum Nachteil aus: Die Leistungen eines höheren Jahrgangs waren gefordert, obwohl der Klassenverband das nicht widerspiegelte. Auf dem Papier sah es schlechter aus, als es war – ein Detail, das damals niemand erklärte.

Der Anfang verlief trotzdem gut. Freunde fanden sich, die Neigung zu Zahlen und logischem Denken zeigte sich. Mathematik machte Spaß – anfangs jedenfalls.

In der Oberstufe standen Mathematik, Erdkunde und Physik als Leistungsfächer auf meinem Plan. Doch der Kurs, in dem wir drei aus meiner Klasse landeten, war weit voraus. Der Anschluss ging verloren – und mit ihm das Vertrauen in mich selbst. Den Klassenraum betrat ich äußerlich gefasst, aber innerlich leer. Mathematik wurde zum Symbol der Angst, Physik zum Versuch, eine Welt zu verstehen, die entglitt.

Der Abstand wuchs, und irgendwann wurde daraus eine Barriere, über die kein Weg mehr führte.

Im Abitur scheiterte es ausgerechnet an der Mathematik. Für mich der vermeintliche Beweis, nichts zu können.

Erst Jahrzehnte später, als meine Abiturprüfung aus dem Archiv kam, wurde klar, was damals schief ging: Das Potenzial war da. Es hätte sich entwickeln können, wenn die Weichen richtig gestellt worden wären.

Doch das geschah nicht. Das Trauma blieb.

Noch Jahre später kam beim Gedanken an Zahlen eine innere Blockade. Erst mein Sohn – heute Doktor der Ingenieurwissenschaften – half, das das Trauma zu überwinden. Er sah etwas, das ich selbst längst nicht mehr sah. Du kannst Mathematik, sagte er, du kannst logisch denken und programmieren.

Wirtschaftsmathematik zu unterrichten war dann eine unerwartete Wendung: Das Fach, das einst so viel Angst gemacht hatte, wurde Teil der Berufung. Die Freude daran, anderen zu zeigen, dass alles lernbar ist, wenn man Mut hat.

Dabei sagten die Lehrer später, ein Einser-Abitur wäre möglich gewesen. Damals fehlte der Glaube daran.

Bis zu jenem Tag, an dem sie mir begegnete – Helena.

Die Eishalle war 1981 mein Leben. Dort nannte man mich – halb scherzhaft, halb liebevoll – Eisfee. Mit T-Shirt flitzte ich über das Eis, voller Lebensfreude. Das war mein Element.

Zwei-, oft dreimal pro Woche zog es mich dorthin. Das Gleiten, das Beschleunigen, das Knirschen unter den Kufen. Das Huschen durch die Menge, das Spritzen des Eises, der Wind, der vorbeizog – all das ließ mich lebendig fühlen.

Oft trieben wir Schabernack, und nicht selten wurde ich vom Aufpasser der amerikanischen Eishalle ermahnt – oder auch mal hinausgeworfen, weil meine Geschwindigkeit das übliche Maß stark überschritt.

Es war eine unbeschwerte, herrliche Zeit. Wenn ich heute mit zwei neuen Hüftgelenken daran denke, erfüllt mich Wehmut, aber auch tiefe Dankbarkeit.

Genau hier begegnete ich eines Tages ihr – der Liebe meines Lebens.

Allerdings muss ich gestehen, dass ich mich zuerst für ihre Freundin interessierte.

Die beiden Mädchen standen an der Bande, ich fuhr auf sie zu, bremste hart und sprach die Freundin an. Nach einer Weile fiel mir dieses andere Mädchen auf. Mehr nicht. Das Unglaubliche war: Es veränderte sich alles.

Richtig bemerkte sie mich erst später. An der Bar wurde von mir eine Fanta bestellt, und Helena staunte, wie der Becher schneller geleert war. So schnell konnte die Bedienung nicht kassieren.

Beim Rundenlaufen stand sie hinter dem Puck-Sicherheitsnetz, und ein kleines Handküsschen wurde ihr von mir im Vorbeiflitzen zugeworfen. Das war der Moment, in dem sie sich verliebte – fast so etwas wie Liebe auf den ersten Blick.

Danach saßen wir in dem kleinen Restaurant bei den Amerikanern neben der Eishalle. Es roch nach Pizza, nach Cola und ein bisschen nach Jugendträumen. Ich weiß noch genau, wie Helena lachte – leise, fast scheu – und wie sich in diesem Moment etwas bewegte, das nicht greifbar war.

Später holte uns der Vater eines Freundes ab. Ein Citroën DS, liebevoll „das Krokodil“ genannt. Schon das Einsteigen fühlte sich an wie der Beginn einer Geschichte. Zwischen den beiden Mädchen eingeklemmt ging es weiter. Zuerst wollte ich die Hand der Freundin nehmen, weil mir der Mut fehlte, Helenas Hand zu berühren. Die Freundin zog ihre hastig weg. Dann wagte ich es – fasste allen Mut zusammen, berührte Helenas Hand und hielt sie fest. Ohne zu ahnen, dass es für den Rest meines Lebens sein würde.

Wie sich später herausstellte, hatte Helena diese Hand tagelang nicht gewaschen, weil sie noch nach meinem Rasierwasser duftete. Mein Herz klopfte bis zum Hals, die Ohren wurden heiß. Ich hatte mich schockverliebt.

Wir verabschiedeten uns, ohne Adressen oder Nummern zu tauschen. Es gab ja keine Handys, nur das Hoffen und das Warten. Vierzehn Tage. Vierzehn lange Tage zwischen Zweifel und Sehnsucht.

Und dann kam der Tag. Anfang Januar. Die Eishalle öffnete wieder.

Am Eingang wurde die Dauerkarte kontrolliert, dann ging mein Blick sofort zur Eisfläche. War sie schon da? Würde sie noch kommen? Die Schlittschuhe waren rasend schnell angezogen. Runde um Runde gedreht, immer wieder zur Bande geschaut.

Die Luft war kühl, das Licht spiegelte sich auf der glatten Fläche – und dann war sie da. Helena.

Mein Herz raste. Ihr Lächeln, dieser Blick, als würde die Sonne direkt aufgehen.

Ich glaube, in diesem Augenblick begann mein Leben noch einmal von vorn.

Helena war damals fünfzehn Jahre alt – das erfuhr ich erst später.

Wie sie da stand – mit ihren wilden Sommersprossen auf der Nase, und diesem Blick.

Sie ist in den Folgejahren von einer kleinen Raupe zu einem wunderbaren Schmetterling geworden. Die Liebe gab ihr Flügel. Alles, was an Zuneigung da war, gehörte ihr. Von jenem Tag an war diese Liebe grenzenlos.

Unsere Beziehung begann leise, aber echt. Meine Schwester schenkte mir damals einen grünen VW Käfer, verziert mit kleinen Marienkäfern – ein bisschen verspielt, ein bisschen Freiheit.

Bevor Helena in mein Leben trat, hatte ich bereits Erfahrungen gesammelt. Es waren solche, die weh taten.

Es gab da eine Nacht in der Disco, bei meinem alten Freund Hug. Ein Mädchen, leicht, lebendig, voller Verheißung. Wir kamen uns näher. Sie ging kurz hinaus, ich wartete – Stunde um Stunde vor der Disco.

Dann kam ihre Freundin: „Warum wartest du noch? Sie ist mit einem anderen weggefahren, der hatte ein Auto.“

Dieser Satz traf mitten ins Herz. Bis Helena kam. Sie blieb.

Kaum war sie an meiner Seite, begann ein seltsames Kapitel. Frauen, die mich früher kaum beachtet hatten, fingen plötzlich an, sich für mich zu interessieren. Als hätte sich meine Aura verändert.

Ich erinnere mich an eine Begegnung auf der Eisbahn mit einer Amerikanerin, eine junge Militärangestellte, Fluglotsin auf dem Tower der US-Airbase.

Schnellfahren war meine Passion. Ich bremste oft hart ab, bis das Eis spritzte – immer am Limit.

Sie beschwerte sich, weil ich zu dicht an ihr vorbeifuhr. Doch am Abend, im Restaurant, lud sie mich mit einem Lächeln an ihren Tisch ein.

Meine Freunde schmunzelten und ahnten, dass da etwas in der Luft lag.

Sie sprach schnell, amerikanisches Englisch. Ich verstand nur die Hälfte, schrieb mir die Worte auf einen Bierdeckel. Als ich sie später übersetzte, traf mich die Überraschung: Da stand nicht nur Freundliches, sondern auch Anzügliches.

Jahre voller Zurückweisung – und dann plötzlich so viel Aufmerksamkeit. Ich weiß es bis heute nicht, warum sich mit Helena das alles änderte.